NIEDERSACHSENBÜRO
NEUES WOHNEN IM ALTER

NEUE WOHN- UND PFLEGEFORMEN IN NIEDERSACHSEN – PERSPEKTIVEN FÜR STADT UND LAND

DOKUMENTATION
6. NIEDERSÄCHSISCHER FACHTAG »WOHNEN IM ALTER«

HANNOVER, 11. NOVEMBER 2013

DOKUMENTATION GEFÖRDERT VON

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Region Hannover

KSG HANNOVER

SÜD HEIDE
Gut wohnen. | Besser leben.

SEITE 4

Mehr Gesundheit, weniger Pflegebedarf, lebendige Nachbarschaft: Der Demografie-Falle entgehen – mit einem Neustart

Quartiere entwickeln mit innovativen Wohn- und Pflegemodellen und für ein selbstbestimmtes Wohnen im Alter
Alexander Künzel,
Bremer Heimstiftung

SEITE 6

»Auch mit Demenz ist ein selbstbestimmtes und eigenverantwortliches Leben möglich«

Neue Wohn- und Pflegeformen für Menschen mit Pflegebedarf im ländlichen Raum
Werner Futterlieb,
Alzheimer-Gesellschaft Brandenburg

SEITE 8

»Eine Stadt für alle«: Der Isolation im Alter entgegentreten – mit neuen Ideen, verbesserten Strukturen und bewährten Netzwerken im Quartier

Selbstbestimmt und sozial integriert in der Großstadt: Quartiersentwicklung in Hannover
Dagmar Vogt-Janssen,
Landeshauptstadt Hannover

SEITE 10

Drei Dörfer, ein Problem – und dutzende Ideen für ein Wohnen mit Zukunft

Zuhause bleibt zuhause – in allen Wechselfällen des Lebens: Drei Dörfer planen neues Wohnen mit Zukunft
Dr. Dirk Heuwinkel,
Referat für strategische Planung,
Landkreis Osnabrück

SEITE 12

Quartiere im Bestand nutzen: Das Burgdorfer Modell denkt ohne Betreuungspauschale weiter

Quartiersstützpunkte für Wohnen und Pflege in der Kleinstadt: Das Bielefelder Modell in Burgdorf
Jan-Hinrich Brinkmann,
Stadtplanung Stadt Burgdorf

SEITE 14

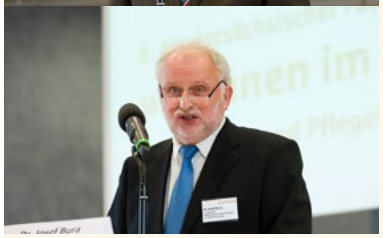
»Was wir hier gestalten, das ist die Zukunft«

PODIUMSDISKUSSION
Die Zukunft des Wohnens: Wie können Niedersachsens Städte und Dörfer neue Wohn- und Pflegeformen realisieren?
Dr. Henning Scherf, Bürgermeister a. D., Bremen;
Thomas Heidorn, Leiter Fachbereich Soziales bei der Region Hannover; Karl Heinz Range, Geschäftsführer der KSG Hannover;
Moderation: Stephanie Rahlf, KoRiS

GRUßWORTE

„WICHTIGES THEMA"
„WIR BRAUCHEN VIELFÄLTIGE ANGEBOTE mit Unterstützung"
„WIR BRAUCHEN neue WOHNFORMEN"
„Heimgesetz wird novelliert"
um neue Wohnformen zu ermöglichen.
Service-Wohnen
Selbstbestimmtes + Wohnen
nicht Selbstbestimmtes
Wohnen im Heim
Ministerin CORNELIA RUNDT

„WANDERUNG IN REGIONEN, die besser versorgt sind."
„Region fördert Wohnungsbau"
gemeinschaftliche Wohnprojekte in der Region Hannover.
„Barrierefreie Wohnungen sind eine Herausforderung. Das Thema müssen wir gemeinsam packen."
ERSTER REGIONSRAT
PROF. DR. AXEL PRIEBS

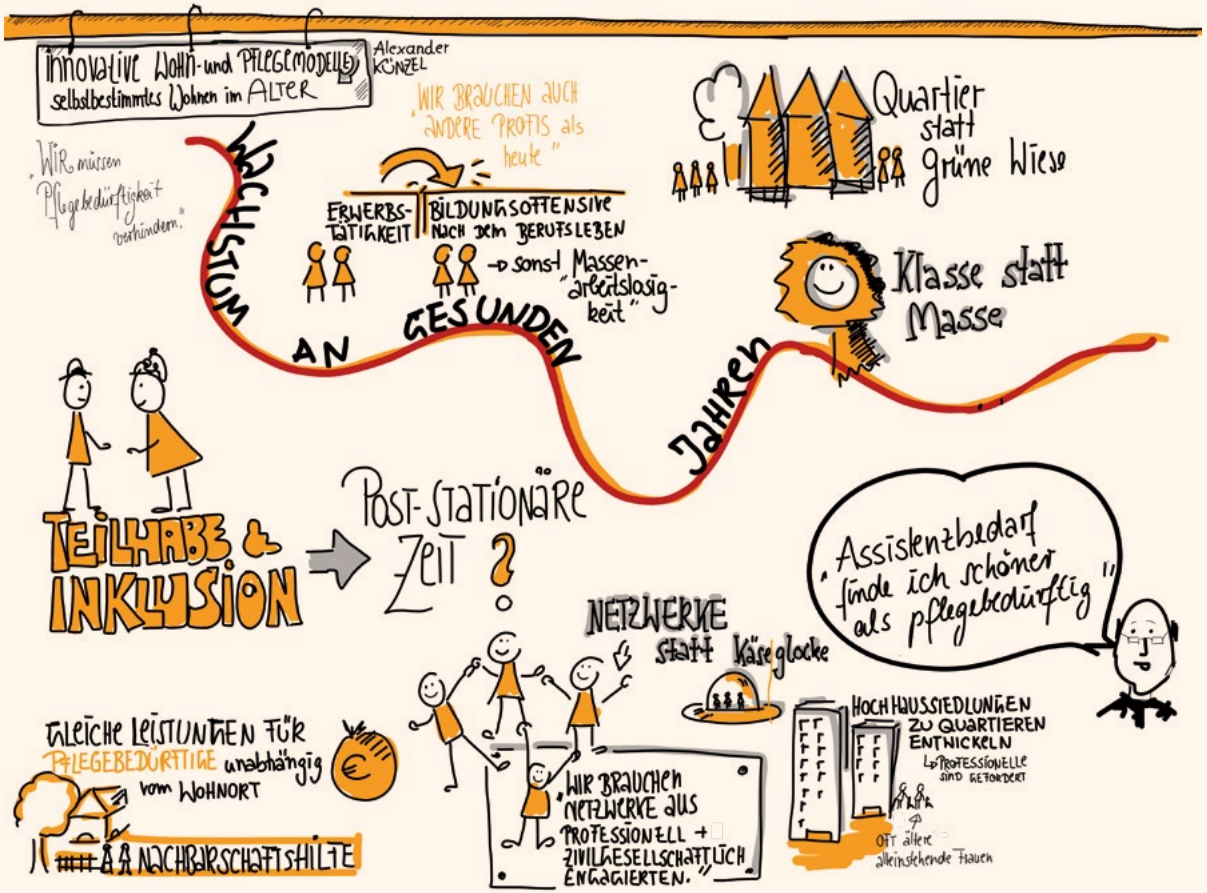


ZUR
1 Wohnungsknappheit kommt der Zuzug vom Land in die Stadt.
2 Wachsender BEDARF an Pflege
Heimpflege ist nicht gewollt.
3 Pflegebegriff auf psychische Erkrankungen erweitern.
Thomas WALTER, Sozialdezernent HANNOVER

„SELBSTBESTIMMUNG UND TEILHABE muß zum Maßstab des gesamten Hilfesystems werden."
Daheim
Lebensräume
Heim
FÜR ALLE!
„Es ist noch viel zu tun
„Packen wir es an."
VORSITZENDER FORUM
DR. JOSEF BURA

Mehr Gesundheit, weniger Pflegebedarf, lebendige Nachbarschaft: Der Demografie-Falle entgehen – mit einem Neustart

Die Bremer Heimstiftung und das Netzwerk SONG entwickeln vielfältig vernetzte Pflegemix-Modelle. Die Erfahrung zeigt: die Bewohner übernehmen Verantwortung, leben zufriedener und sind auf stationäre Pflege nicht mehr angewiesen



»Weiter so geht nicht«: Als Weg aus der Demografie-Falle empfiehlt Alexander Künzel »den Druck auf die Reset-Taste«. Gemeint ist die Abkehr von einer Markt- und Wachstumslogik mit der Pflege als Beschäftigungsmotor. Vielmehr gelte es, die Chancen des demografischen Wandels zu nutzen. »Das Wachstum freier Zeit und gesunder Jahre nach dem Erwerbsleben« nutzt das Netzwerk »Soziales neu gestalten« (SONG) als Basis für eine innovative Quartiersentwicklung, in der eine lebendige Nachbarschaft sozialen Reichtum für alle Anwohner sichert.

Der Kampf um die Milliarden im Wachstumsmarkt Pflege habe längst begonnen, so Künzel. Das angeblich hocheffiziente stationäre Pflegesystem aber sei nicht nur personell hoch intensiv – es fehle absehbar auch am notwendigen Fachpersonal. Das Netzwerk SONG hinterfragt die Logik von entweder ambulanter oder stationärer Versorgung und plädiert für eine neue Vielfalt von Wohn- und Versorgungskonzepten.

»Um in Würde alt zu werden und zu sterben, braucht es ein lebendiges Quartier«, fasst Künzel den Wunsch der meisten Menschen in Deutschland zusammen. »Solange aber das Ende des Erwerbslebens zum Ruhestand wird, haben wir ein Problem – das käme einer Massenarbeitslosigkeit nach dem Beruf gleich.« Vielmehr gelte es, das Engagement und das Potenzial dieser Menschen zu aktivieren: Für eine neue Gemeinschaftlichkeit, gegenseitige Unterstützung, neuartige Hilfemix-Ideen und verlässliche Nachbarschaften. So entstünden vielfältige Sozialsysteme, die Menschen mit Unterstützungsbedarf sozial integrieren, statt sie in Pflegeheimen zu isolieren.

Eine effizientere Sozialarchitektur komme der zunehmenden Zahl von Pflegebedürftigen bei immer weniger Pflegeprofis zugute, so SONG-Sprecher Künzel. Dazu gehöre neben konsequenter Rehabilitation und Prävention, eine Quartiersentwicklung durch Wohnungswirtschaft und Wohlfahrtsunternehmen sowie eine stärkere kommunale Verantwortung. So sollten Kommunen über das Bauplanungsrecht steuern können, ob und wieviele Pflegeheime neu gebaut werden. Auch neue Berufsbilder wie das Gemeinwesenmanagement seien zu entwickeln und zu etablieren. Das Idealbild einer Gesellschaft des längeren Lebens im angestammten Quartier benötige auch nicht mehr Geld, so Künzel weiter: »Wir zeigen vielmehr, welche Projekte am Ende des Tages weniger Geld brauchen.«

GEGEN PFLEGEFABRIKEN IM GEWERBEGEBIET – FÜR LEBENDIGE, EIGENVERANTWORTLICHE KOOPERATIONEN

In der Praxis setze die Bremer Heimstiftung auf Quartiersbezug als Gegenmodell zum üblichen Pflegeheim-Boom. Dabei gelten drei goldene Regeln:

1. »Netzwerk statt Käseglocke«
Die oft erlebten »Pflegefabriken«, schlimmstenfalls noch im Gewerbegebiet, seien in der Regel »wie unter einer Käseglocke« von ihrer Umgebung isoliert und nicht im Kontakt mit der Nachbarschaft. SONG-Projekte hingegen fördern und fordern aktive Netzwerke unter Nachbarn, Dienstleistern, Trägern und Einrichtungen.

2. Quartier statt grüner Wiese
Neue Projekte entstehen im Bestand und mitten in den Stadtteilen, nicht isoliert außerhalb.

3. Klasse statt Masse
Die Qualität der sozialen Netzwerke ist wichtiger als die Quantität möglicher Wohn- und Pflegeplätze.

GUTE BEISPIELE AUS DER PRAXIS: »DIE PFLEGEZUKUNFT LIEGT IM BESTAND«

Projekt 1 Gemeinsam statt separiert im Quartier: Das Bremer *Haus im Viertel* vereint eine Seniorenwohngemeinschaft, eine Wohngruppe für junge körperbehinderte Menschen, einen Montessori-Kindergarten, die Bremer Volkshochschule, eine Gaststätte, einen Pflegedienst, ein buddhistisches Zentrum und die Nachbarschaftshilfe des DRK. So entstanden ein Verantwortungsmix aus Profis und Zivilgesellschaft, ein vitaler Stadtteiltreff und eine qualitativ hochwertige Versorgung.

Projekt 2 Eine Bremer Nachkriegsgroßsiedlung – früher ein »Problemhochhaus« – wurde zum *Quartierszentrum »OTe«* mit pflegefreundlicher Infrastruktur. Dazu gehört ein Generationentreff, ein Tagespflegeangebot, eine Pflege-Wohngemeinschaft für Demenz-Erkrankte und die Umwandlung preiswerten Wohnraums zu Service-Wohnungen.

Um Menschen für das Engagement im Quartier zu begeistern und zu motivieren, setzt SONG-Sprecher Künzel auf die Zusammenarbeit mit Bildungsträgern und Initiativen aus der Politik. Schließlich lasse sich so auch der vielzitierte Pflegenotstand abwenden: »Wir brauchen nicht mehr Profis, sondern andere Profis, die diese neuen Quartiersentwicklungen moderieren und koordinieren.« Es sei an der Zeit, gemeinschaftlich in Dialog zu treten und die althergebrachte Bürgerkommunikation neu zu leben. Dieser Wandel beginne mit der gemeinsamen Diskussion einer einfachen Frage: »Wie wollen Sie alt werden?«

»Auch mit Demenz ist ein selbstbestimmtes und eigenverantwortliches Leben möglich«

Immer häufiger leben demenzkranke Menschen in Wohngemeinschaften zusammen – ihre Familien beauftragen Pflege und Betreuung als Auftraggebergemeinschaft. Dafür allerdings müssen Pflegedienste und Betreuer dazulernen

Fragen Sie Mitarbeiter in stationären Pflegeeinrichtungen einmal, ob sie in diesem Heim auch selbst wohnen möchten«, empfiehlt Werner Futterlieb zu Beginn seines Vortrags. Die Antwort sei in der Regel »Nein«. Alt sein habe nicht elementar mit Pflege zu tun. Vielmehr spiele Normalität, Alltag und Teilhabe am sozialen und kulturellen Leben eine zentrale Rolle. Im ländlich strukturierten Brandenburg unterstützt die Alzheimer-Gesellschaft deshalb ambulant betreute Wohngemeinschaften für demenzkranke Menschen. »Auch mit Demenz ist ein selbstbestimmtes und eigenverantwortliches Leben möglich«, so Futterlieb. Statt sich von außen nur an Defiziten zu orientieren, könnte man die Betroffenen selbst fragen, was sie sich wünschen.

Brandenburgs Landkreise umfassen im Durchschnitt 20.000 Bewohner, rund 1.600 erkranken an Demenz. »Wir wollen, dass sich diese Menschen geborgen und unterstützt fühlen«, so Futterlieb. Die Alzheimer-Gesellschaft Brandenburg fördere deshalb neue Wohnformen. Besonders Angehörige müssten dabei begleitet und fortgebildet werden: »Es ist ein Irrglaube, dass solche Modelle einfach von selbst funktionieren.«

PROBLEMATISCH: HOHE INVESTITIONSKOSTEN

Dem Wunsch nach Autonomie und Selbstbestimmung stehen komplexe Investitions- und Finanzierungsfragen gegenüber. So zahlt der Bewohner einer ambulant betreuten Wohngemeinschaft in einer Beispielrechnung Mietkosten (350 Euro), Haushaltsgeld (180 Euro) und einen Pflegeeigenanteil (650 Euro). Bei Pflegestufe 2 erhält er neben dem pauschalen Wohngruppen-Zuschlag von 200 Euro zusätzliche Betreuungszuschüsse von 100 oder 200 Euro sowie bis zu 1.250 Euro für die Pflege. Das eigentliche Problem sieht Futterlieb in den oft hohen Investitionskosten. Dazu tragen beispielsweise die Installations- und Wartungskosten für vorgeschriebene Brandmeldeanlagen bei, die von den Förderprogrammen nicht gedeckt werden.

TRENNUNG VON MIET-, PFLEGE- UND BETREUUNGSVERTRAG

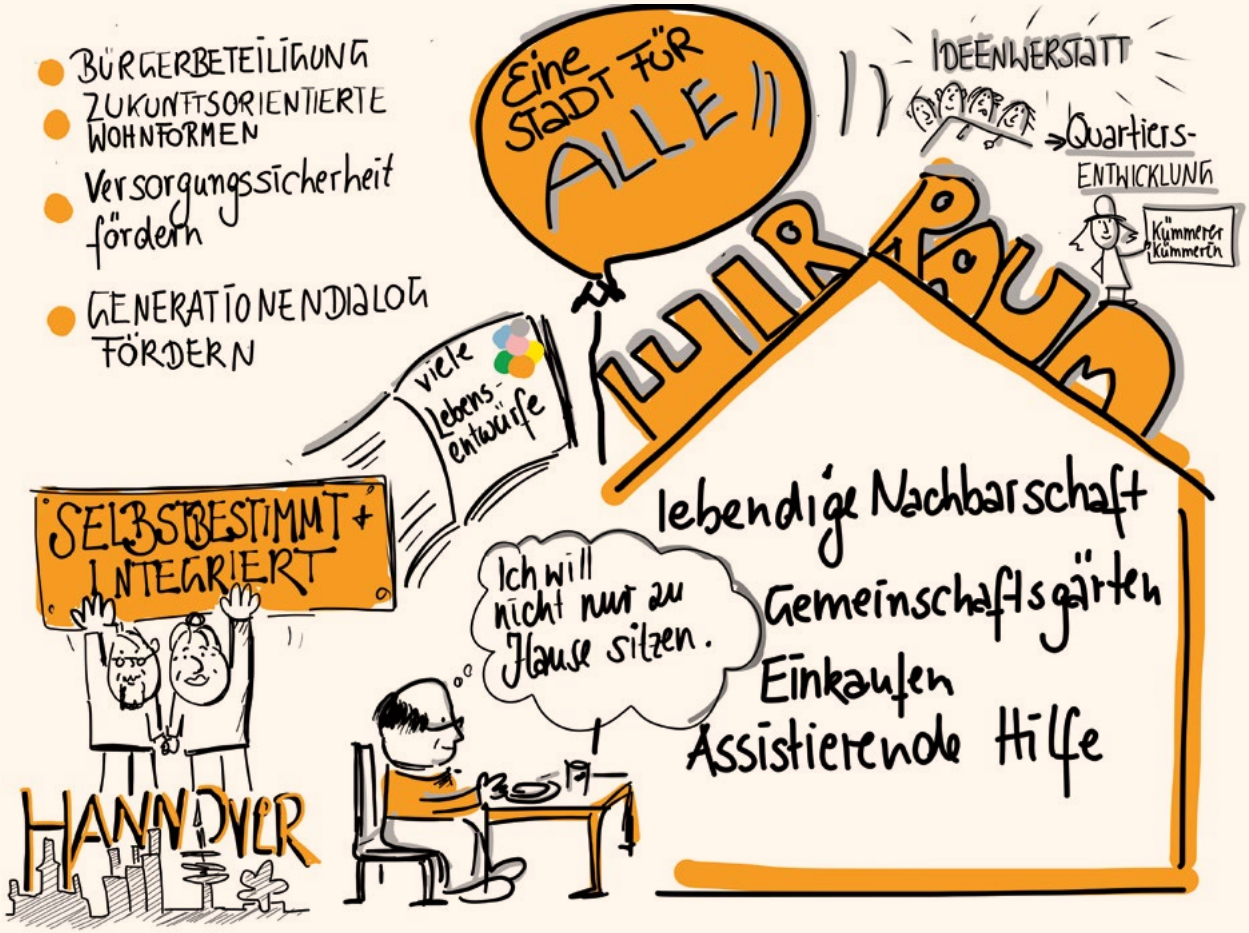
Die Bewohner der ambulant betreuten Wohngemeinschaften bleiben durch die Trennung der Miet- und Betreuungsverträge strukturell unabhängig. Leistungen lassen sich flexibler gestalten, Dienstleistungen besser bündeln und die Mitarbeit Angehöriger lässt sich besser integrieren. Gleichzeitig ergeben sich neue Anforderungen bei der rechtlichen Einordnung in die Heimgesetze. Bleibt die Gestaltung des Alltags den Dienstleistern überlassen, drohen heimähnliche Tagesabläufe. Auch die fehlende Erfahrung mit dem Prinzip der geteilten Verantwortung könne zum Problem werden. Manchmal seien gerade Pflegedienste oft nicht vorbereitet auf die Bedürfnisse einer ambulanten Wohngruppe und eine dazu passende, wirtschaftliche Mitarbeiter- und Tourenplanung. Die Betreuung einer ambulanten Gruppe sei schwerer zu kalkulieren: Wenn zum Beispiel zwei Bewohner ins Krankenhaus kommen oder sich Pflegestufen verschieben, können sich Ertragssituationen binnen Wochen ändern und die Personal- und Zeitplanung auf den Kopf stellen.

ENTSCHEIDEND: ANGEHÖRIGE SCHULEN

»Informationen, Informationen, Informationen« für die pflegenden Angehörigen und eine Schulung zum Thema Demenz sieht Futterlieb als einen der wichtigsten Grundpfeiler: »Die regelmäßige Befähigung, Begleitung und Bestärkung bei der Rollenfindung ist entscheidend.« Ebenso müssten die Beziehungen unter den Bewohnern und deren Familien, zum Pflegedienst und zum Vermieter geklärt sein. Schließlich müssen die Angehörigen als Auftraggebergemeinschaft an einem Strang ziehen; dabei seien Moderationen der Treffen hilfreich – besonders bei Konflikten. Auch Wohnungswirtschaft und Pflegedienste benötigen Hilfe bei neuen Wohnformen. Futterlieb empfiehlt Beratungsstellen als regionale Dreh- und Angelpunkte, Weichensteller, Anleiter und Motivationshelfer – sie seien wesentliche Impulsgeber für die Verbreitung dieser Wohnform.

»Eine Stadt für alle«: Der Isolation im Alter entgegentreten – mit neuen Ideen, verbesserten Strukturen und bewährten Netzwerken im Quartier

Der Kommunale Seniorenservice Hannover (KSH) setzt auf Quartiersentwicklung gegen altersbedingte Vereinsamung und Versorgungslücken. Kooperationen und Vernetzung im sozialen Nahraum spielen dabei tragende Rollen.



Der demografische Wandel stellt jede Kommune vor neue Herausforderungen«, weiß auch Dagmar Vogt-Janssen und liefert sogleich einen Ansatz aus der Stadt Hannover, wie der Überalterung beizukommen ist: »Für die Menschen in einer Stadt sind vor allem die Auswirkungen in ihrem unmittelbaren Wohnumfeld von Bedeutung. Quartiersentwicklung steht an vorderster Stelle, wenn es darum geht, soziale Infrastrukturen für die Zukunft aus- und aufzubauen.« Die Idee ist so einfach wie schlüssig: Altersunabhängige Integration beginnt vor der eigenen Haustür.

Alle Prognosen gingen von steigenden Zahlen älterer und hochaltriger Menschen aus. Der Wunsch nach selbstständigem Wohnen und guter Lebensqualität wird dadurch noch bedeutsamer, so Vogt-Janssen. Und weiter: »Neben der positiven Perspektive eines längeren Lebens gibt es auch diejenigen Älteren, die nicht oder nur sehr eingeschränkt ein selbstbestimmtes Leben führen können.«

Das Ziel von Quartiersentwicklung muss es aus Sicht von Vogt-Janssen deshalb sein, Teilhabe, Selbstbestimmung – unabhängig vom jeweiligen Lebensalter – als zentrale Aufgabe wahrzunehmen und sicher zu stellen. »Ein solidarischeres Einstehen füreinander auch außerhalb der Familie wird über die Arbeit in den Quartieren und den Auf- und Ausbau sozialer Netzwerke verbessert.«, so die Expertin.

Das Leitbild der Entwicklung eines Wohnquartiers lautet »Eine Stadt für Alle«. Wesentlich für den Erfolg sei es dabei, die gesellschaftlichen Veränderungen in allen Bereichen gemeinsam mit den relevanten Akteuren zu entwickeln und umzusetzen.

RESSOURCE SENIORENNETZWERKE

»Der Fachbereich Senioren hat mit dem Bereich Kommunaler Seniorenservice Hannover (KSH) ein Netzwerk mit haupt- und ehrenamtlichen Angeboten geschaffen, das sowohl mit stadtbezirklichen als auch mit stadtweiten Akteuren kooperiert.« erläutert Vogt-Janssen und verweist auf das Ziel der Aktivitäten: »Das selbstständige Leben und Wohnen im Alter sowie den intergenerationellen Dialog zu fördern und den sozialen Nahraum dafür auszugestalten.«

Neben kommunalen Strukturen mit hoher Vernetzungsdichte will der KSH gemeinsam mit lokalen Akteuren stärker wohnortnahe Infrastrukturen aufbauen. Nach Vogt-Janssen ist diese quartiersnahe Infrastrukturentwicklung kein statisches Konzept, sondern wird individuell vor Ort weiterentwickelt: »Die Anwohner erhalten die Möglichkeit, sich selbst und ihre Ideen einzubringen.«.

DIE SCHWERPUNKTE DES KONZEPTS

- Über die Sozialraumentwicklung kommt es zur Stärkung nachbarschaftlicher Gemeinschaften, die den eigenen Lebensraum gestalten.
- Ehrenamtliche und bürgerschaftlich engagierte Mitwirkende unterstützen die Anlaufstellen mit ihren großen nachbarschaftlichen Netzwerken.
- Beteiligungsverfahren wie beispielsweise Ideenwerkstätten unterstützen aktiv die Quartiersgestaltung.
- Technische Unterstützungen für soziale Netzwerke bauen Anonymität ab sowie Kontakte in der Nachbarschaft auf.

DAS MODELL UND DIE ZUKUNFT

Modellhaft für eine Quartiersentwicklung ist das städtische »Margot-Engelke-Zentrum« (MEZ) – ein Alten- und Pflegezentrum mit betreuter Wohnanlage – als Anlaufstelle in Hannover-Südstadt ausgewählt worden: »Der KSH will gemeinsam mit dem MEZ sowohl seine Informations- und Beratungstätigkeit erweitern als auch die Infrastruktur für ein altersgerechtes Leben und Wohnen gemeinsam mit anderen Akteuren im Quartier verbessern.« führt Vogt-Janssen aus. Weitere Modellstandorte im Stadtgebiet sollen folgen.

Quartiersentwicklung sei im Bereich der Seniorenarbeit ein zentrales Thema – stationäre Einrichtungen öffneten sich bundesweit für umliegende Wohnquartiere. Ambulante Strukturen würden ausgebaut – weg von einer reinen Versorgungs- und hin zu einer Mitwirkungsgesellschaft. »Der Wille aller Beteiligten ist vorhanden«, fasst Vogt-Janssen zusammen.

Drei Dörfer, ein Problem – und dutzende Ideen für ein Wohnen mit Zukunft

10.000 Einwohner, fast alle Häuser in Privatbesitz, großer Garten, kaum Neubau: Mit einem Modellprojekt hat der Landkreis Osnabrück neue Quartierkonzepte für drei Kommunen initiiert.

Natürlich sind Neuenkirchen, Merzen und Voltlage weitgehend unbekannt – ihre Strukturprobleme hingegen nicht. Die drei Kleingemeinden – zusammen 10.000 Einwohner, etwas Gewerbe, viele Einfamilienhäuser, großer Lokalstolz, Kirche – sind typisch für Niedersachsen. Rund 25 Prozent der Menschen leben in Dörfern dieser Größenordnung. Der Landkreis Osnabrück hat die drei Gemeinden im Rahmen des Modellprojekts »Wohnen mit Zukunft« begleitet. Daraus entstanden erstaunliche Veränderungen ohne große Kosten. Dabei spielten Bürgermeister, Hausärzte und Pastoren eine tragende Rolle. Welche, verriet Dr. Dirk Heuwinkel in seinem Vortrag.

Rund 85 Prozent der Dorfbewohner bestätigten bei einer Umfrage: »Ich möchte in jedem Fall solange wie möglich in meiner jetzigen Wohnung leben.« Und wenn ein Umzug wegen Alter oder Gesundheit nötig werde, dann möglichst im Ort. So entstand das Projekt »Wohnen mit Zukunft« mit der Prämisse, dass bei einem Wandel der Wohnbedürfnisse kein Zwang zum Wegzug aus dem Ort entsteht. Leicht gesagt bei der Wohnungsstruktur der drei Gemeinden: Bis zu 90 Prozent sind Ein- und Zweifamilienhäuser, in denen selbstnutzende Eigentümer wohnen. Große Wohnungsgesellschaften oder Genossenschaften, die den Wandel begleiten könnten, fehlen. Der Wohnungsbestand stammt zu 45 Prozent aus der Zeit vor 1969 – die Neubaurate liegt bei einem Prozent. Fast alle Bewohner wollen in ihrer Wohnung alt werden: Wohnfläche 125 Quadratmeter – oft mit großem Garten und steiler Treppe im Haus.

MENSCHEN ERREICHEN, INITIATIVE MODERIEREN

Wie erreicht man Menschen und sensibilisiert sie für die Frage nach Lebens- und Wohnentwürfen im Alter? Dr. Heuwinkel empfahl den allgemeinen Beratungsbedarf vor Ort als Anker: Mit Veranstaltungen zu Vorsorgevollmacht und Patientenverfügung »haben Sie sofort Besucher«. Auch Pflege, Finanzierung, Wohnungsanpassung, Energiesparmaßnahmen und Förderanreize seien Publikumsmagnete. Zudem gebe es Fragen, die ein allgemeines Unbehagen fassbar machen: Wie geht es bei uns weiter im Quartier, wenn die Kinder weg sind, alle verbliebenen Menschen älter werden (in großem Haus und Hof) und die Infrastruktur verkümmert?

EINE VISION – GESICHERT DURCH EINE KETTE

»In unserer Gemeinde kann man in allen Wechselfällen des Lebens betreut und sicher wohnen.« Diese Vision wird in den drei Gemeinden durch den Aufbau einer Unterstützungs- und Versorgungskette gesichert. Sie beginnt mit Familienselbsthilfe und Wohnungsanpassung. Dazu bildete der Landkreis 70 ehrenamtliche Wohnberater aus, die die neutrale Beratung sichern. Weitere Elemente der Hilfskette sind Nachbarschaftshilfe, Beratung zu Helferkreisen und Alltagshilfen, Sicherung von Arzt, Physiotherapie und Einkaufsgelegenheiten, ambulante Pflege, Errichtung barrierefreier Wohnungen und betreuter Wohnangebote sowie Planung von vollstationären Wohnangeboten für Pflegebedürftige. So ergänze sich private Daseins-

vorsorge durch bauliche Anpassung des Hauses und Selbsthilfe im Familien-, Freundes- und Nachbarkreis mit öffentlicher Daseinsvorsorge: Sie fördert Gemeinsinn und Ehrenamt in Vereinen und Selbsthilfegruppen und sichert die Versorgung durch Handel, Dienstleister und Nahverkehr. Die Planungsphase dazu begann Mitte 2012 mit Bürgerworkshops, Ideenschmieden und breiter Pressearbeit. Das Ergebnis: Jedes Dorf fand eine maßgeschneiderte Lösung für seine Strukturprobleme.

So entstanden in Merzen, Neuenkirchen und Voltlage koordinierte Helferkreise für Alltagshilfen; Treffpunkte für Ältere sind in allen drei Gemeinden für 2014 geplant. Parallel hat die Gruppen- und Einzelberatung für Wohnungsanpassungen begonnen. In Voltlage meldeten Investoren Interesse am Neubau altersgerechter Wohnungen an. In Merzen läuft die Realisierungsplanung für ein Gemeinschaftshaus: Es vereint Praxisräumlichkeiten, altengerechte Mietwohnungen, Betreutes Wohnen, einen Pflegestützpunkt und Quartiersmanagement, Treffpunkt für Ältere und zwölf Plätze zum Pflegewohnen. »Der Prozess hat öffentlich sehr große Aufmerksamkeit geweckt, die Investoren auf den Plan rief«, so Dr. Heuwinkel. Rolle und Aufgabe der Gemeinde und besonders der Bürgermeister sei es, im Dialog mit den Menschen zu planen, anzuregen, zu koordinieren, zu moderieren, eine breite Öffentlichkeit herzustellen und Förderungen zu organisieren.

Quartiere im Bestand nutzen: Das Burgdorfer Modell denkt ohne Betreuungspauschale weiter

Weiterentwicklung des Betreuten Wohnens: Nicht nur ohne Betreuungspauschale, sondern auch vernetzt im Quartier und unter Nutzung des Immobilienbestands

Warum sich die Stadt Burgdorf in der Region Hannover mit dem Thema »Selbstbestimmt Leben im Alter« befasst? Stadtplaner Jan-Hinrich Brinkmann erklärt den Kontext mit zwei Sätzen: »In vielen unserer Quartiere steigt der Anteil der Menschen mit einem Alter über 60 Jahren deutlich. Auch der Anteil der über 75-Jährigen verdichtet sich.« Allein auf derzeit gängige Typologien des Seniorenwohnens wie Pflegeheim oder Betreutes Wohnen zu setzen, ist für die Stadt keine Lösung. Bereits seit fünf Jahren setzt sie auch auf das »Bielefelder Modell« ohne Betreuungspauschale. Die Grundidee wurde jetzt weiterentwickelt – zum »Burgdorfer Modell«, das von der Kommune gesteuert wird.

QUARTIERSSTÜTZPUNKTE MIT STRAHLWIRKUNG

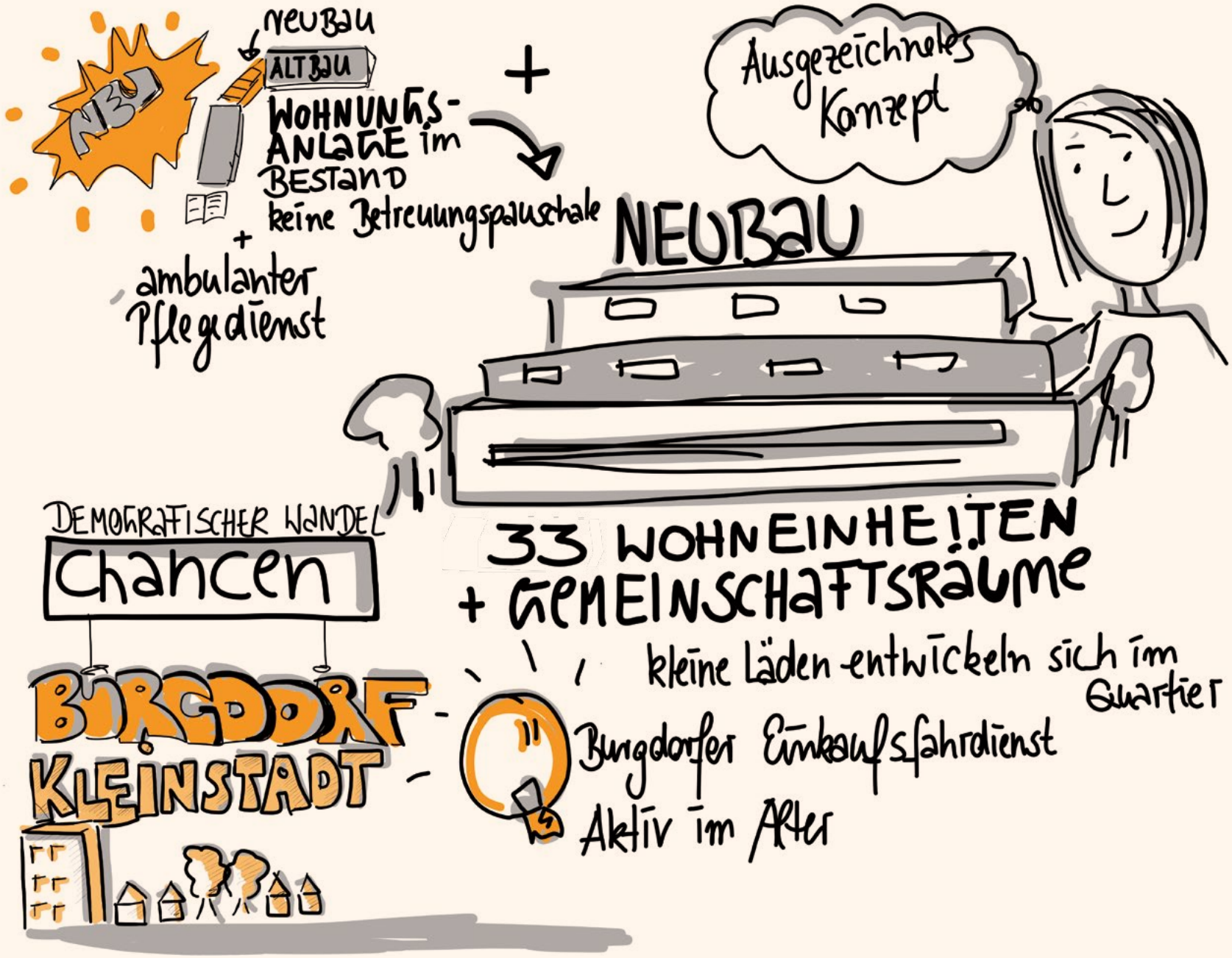
So werden neue Quartiersstützpunkte in bestehende Wohnanlagen integriert. Orte der Begegnung entstehen und Angebote für ein selbstbestimmtes Leben können vernetzt werden. Zu den Angeboten zählen ein 24-Stunden-Notruf, Mittagstisch, Hilfe im Haushalt und beim Einkaufen. Als Akteure beteiligen sich Wohnungsgesellschaften, Pflegedienste, der Seniorenbeirat, Kirchen, Frauen- und Mütterzentren, aber auch Pflegeheime und Siedlergemeinschaften.

Das erste realisierte Projekt entstand in der Heiligenbeiler Straße: In Kooperation mit der Ostland eG und einem Pflegedienst entstand ein Betreutes Wohnen: Leben in der eigenen Wohnung ohne Betreuungspauschale. Ein Wohncafé dient als lebendiger Treffpunkt im Viertel, es gibt einen Mittagstisch und eine organisierte Nachbarschaftshilfe mit ehrenamtlichem Engagement.

WOHNPROJEKT *Q+*: AUSGEZEICHNETES MODELLPROJEKT FÜR MEHR ALS 1.100 MENSCHEN

Seit 2008 laufen die Planungen für drei weitere Projekte. Das Wohnprojekt *Q+* der Südheide eG umfasst mehrere Einzel-, Reihen- und Geschosswohnungen aus den 1960er bis 1980er Jahren und wurde von Anfang an mit Strahlwirkung auf das gesamte Quartier geplant. Ein Neubau soll als Bindeglied bereits bestehende Mehrfamilienhäuser in das Konzept einbeziehen und neue Angebote für alle Anwohner schaffen. So entstehen 33 barrierefreie Wohnungen, Räume für einen ambulanten Pflegedienst, eine Tagespflege und ein neuer Quartiertreffpunkt. Zum Konzept gehört auch die generationsübergreifende Förderung des Engagements in der Nachbarschaft. So entstand beispielsweise ein ehrenamtlicher Fahrdienst, der als Pendelverkehr für Einkaufsfahrten in die Stadt sorgt.

Auch ein Pflegeheim öffnet sich bereits für neue Ideen und ins Quartier: Der Helenenhof eröffnete ein Wohncafé als Treffpunkt für die gesamte Nachbarschaft und bietet einen Mittagstisch an. Denkbar sei auch eine erweiterte Funktion als Quartiersstützpunkt, so Brinkmann.


NEU
NEUBAU
ALTBAU
WOHNUNGS-ANLAGE im BESTAND
keine Betreuungspauschale
+
+
ambulanter Pflegedienst
Ausgezeichnetes Konzept
NEUBAU
33 WOHNEINHEITEN
+ GEMEINSCHAFTSRÄUME
DEMOGRAFISCHER WANDEL
Chancen
BURGDORF
KLEINSTADT
kleine Läden entwickeln sich im Quartier
Burgdorfer Einkaufsfahrdienst
Aktiv im Alter

»Was wir hier gestalten, das ist die Zukunft«

DR. HENNING SCHERF

Die Zukunft des Wohnens: Die Pflege als professionelle Dienstleistung kann die Herausforderungen des demografischen Wandels nicht bewältigen. Wie können die Lösungen aussehen? Welche Rolle spielt das Quartier dabei, welche Konzepte sind denkbar und welche Akteure gibt es? Wie sieht die Zukunft des Wohnens in den Städten und Dörfern aus? Diese Fragen diskutierten Dr. Henning Scherf als Bewohner eines gemeinschaftlichen Wohnprojekts, Karl Heinz Range aus Sicht der Wohnungswirtschaft und Thomas Heidorn aus Sicht der Kommunen.

▼ *Wie reagiert die Region Hannover auf die Herausforderungen; auf die Erwartungen an Pflege und Betreuung der älteren Menschen? Wie verstehen Sie Ihre Rolle als Region Hannover?*

THOMAS HEIDORN *Für die Region Hannover gibt es kommunalverfassungsrechtlich eine besondere Rolle: Wir sind eine Art Landkreis, aber beispielsweise auch Träger der Sozialhilfe für das Gebiet der Landeshauptstadt. Daraus entsteht eine sehr eigene Rolle in diesem Prozess, aber auch eine sehr gute Ausgangsposition, um sich mit diesem Thema zu beschäftigen. Natürlich haben wir uns mit dem Wohnen im Alter bereits in der Vergangenheit beschäftigt. Wir verstehen uns als Impulsgeber für Entwicklungen vor Ort. Wir identifizieren und unterstützen gute Ansätze vor Ort, fördern auch Projekte. Da das Thema Wohnen in unserer Gesellschaft aktuell wieder mehr Bedeutung bekommt, steigen auch wir mit mehr Drive ein. Themen wie bezahlbarer Wohnraum waren in der Vergangenheit aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden. Es gibt einen großen Handlungsbedarf, denn unterschiedliche Zielgruppen finden am Wohnungsmarkt nicht die Bedingungen vor, die sie eigentlich brauchen. Da ist das Thema »Wohnen im Alter« bei Mobilitätseinschränkungen natürlich wesentlich, ebenso aber auch Wohnraum für Menschen mit geringem Einkommen oder für Menschen, die es aufgrund ihres gesellschaftlichen Standes schwer haben am Wohnungsmarkt. Wir haben der Politik einen Vorschlag vorgelegt über Fördergelder, um das neu zu denken, was es früher schon einmal gab und Kommunen mit konkreten Fördermitteln auszustatten.*

▼ *Wie steht die Region Hannover zu ambulant betreuten Wohngemeinschaften?*

THOMAS HEIDORN *Das ist ein ganz wesentlicher Bestandteil einer Lösung für die Zukunft. Ältere Menschen und Menschen mit Behinderungen möchten in ihrem Wohnumfeld genauso leben wie andere auch. Wir werden weitere Entwicklungsansätze brauchen, die auch über solche Modelle lebbar sind. Wenn ich den ländlichen Raum anschaue, wo ältere Menschen teils alleine wohnen: Da könnten gemeinschaftliche Wohnprojekte eine gute Lösung sein, um ein Leben im eigenen Haus zu ermöglichen. Ich glaube, dass allen Verantwortlichen klar ist, dass eine Verwaltung solche Optionen ermöglichen muss. Es geht nicht darum zu prüfen »Was spricht alles dagegen?«, sondern vielmehr zu fragen: »Was können wir tun, um es möglich zu machen?«.*

»Es geht um die Frage: ›Was können wir tun, um es möglich zu machen?‹«

THOMAS HEIDORN

Für Ihr aktuelles Buch haben Sie unterschiedlichste Wohngemeinschaften und -projekte im Land besucht und dort mitgelebt. Was hat Sie besonders fasziniert oder berührt?

DR. HENNING SCHERF *Ich lebe ja seit 1980 in einem WG-Projekt – so lange habe ich noch nie an einem Ort gelebt. Das ist meine wichtigste Erfahrungsbasis. Da haben wir alles erlebt, was man so erlebt: Wir haben Pflegen gelernt und die Sterbebegleitung; wir haben gelernt, wie man an neue Mitbewohner kommt und wir haben verstanden, dass es eine große Hilfe ist, wenn man mehrere Generationen integrieren kann, wenn es lebendig und bunt ist. Wir haben gelernt, wie wir uns untereinander stützen, wenn Kompetenzverluste eintreten.*

»Wir haben Pflegen gelernt und Sterbebegleitung – und wir haben verstanden, dass es eine große Hilfe ist, wenn die Gemeinschaft lebendig und bunt bleibt.«

DR. HENNING SCHERF

Zwei von uns haben im vorigen Jahr einen Schlaganfall erlebt. Wären die beiden alleine zu Hause geblieben – sie hätten ihre Sprachfähigkeit endgültig verloren. Dadurch, dass sie mit uns von morgens bis abends angehalten sind zu reden, lernen sie es wieder. Beide haben gerade wieder Fahrrad fahren gelernt. Das geht, glaube ich, alles nur, wenn man Anregungen hat. Man übt, übt, übt, wenn man nicht nur mit sich alleine ist und seine Verluste beklagt. Das ist meine Basis.

In dem Buch versuche ich herauszufinden, ob eine WG auch funktioniert, wenn alle Bewohner pflegebedürftig sind. Da bin ich seit vier Jahren unterwegs und quartiere mich auch für 14 Tage ein in diesen Pflegewohngemeinschaften. Die gibt es inzwischen in der ganzen Republik. 15 davon habe ich näher kennengelernt – und da staune ich. Da geht es beispielsweise um Menschen, die dement sind und sich nicht mehr alleine versorgen können. Bringt man sie unter ein Dach und hält das Ganze übersichtlich, dann ist trotz der Behinderung und der Kompetenzverluste eine Beteiligung möglich. Rund zehn Bewohner sind eine gute Größe für solche Gemeinschaften.

Dass man noch etwas zu tun hat, dass man gebraucht wird, ist ganz wichtig – gerade im Alter. Diese Aufgaben halten die Leute und ihre Kompetenzen lebendig. Ich beobachte, dass sich sogar demente Leute mit ihren verbliebenen Kompetenzen sehr viel länger einrichten können, wenn man sie beteiligt, einbezieht und teilhaben lässt. Es würde sicherlich anders aussehen, wenn sie alleine blieben oder in eine große Einrichtung kämen.

Natürlich braucht es dazu qualifizierte ambulante Hilfen. Aber man muss auch nicht alles über ausgebildete Pfleger machen. Spazieren gehen wollen fast alle, aber nicht allein. Dazu muss man nicht studiert haben – dazu muss man Zeit haben. Solche Tätigkeiten sind wichtig, und die müssen sie mobilisieren. Das geht über Verwandte, Freunde, Familie oder ehrenamtliche Helfer. Ich kenne viele Rentner, denen zu Hause die Decke auf den Kopf fallen würde und die sich gerne engagieren. Diese Mischung aus Selbsthilfe, Familie und Ehrenamt – verantwortlich begleitet von Profis – ist möglich, ist finanzierbar und darum zukunftsträchtig.

»Für einen gemeinsamen Spaziergang muss man nicht studiert haben.«

DR. HENNING SCHERF

Es muss immer um die jeweiligen Menschen herum gestrickt sein, konzipiert nach ihren Wünschen, Bedürfnissen und Erfahrungen. Es macht gar keinen Sinn, irgendwelche Blaupausen zu verteilen. Man muss sehr, sehr persönlich und individuell planen und all das beachten, was Identität stiftet und ein Gefühl von »Zuhause« vermittelt. Die Leute wollen nicht in fremde Umgebungen. Sie wollen dort leben – und auch sterben – wo sie sich auskennen; wo sie geborgen sind.

▼ *Der Blick aus der Wohnungswirtschaft: Wie ist Ihr Konzept für ein gut funktionierendes Quartier und was hat Sie motiviert, dieses Thema anzugehen?*

KARL HEINZ RANGE *Immer wenn ich mit Henning Scherf in einem Podiumsgespräch sitze, denke ich: Eigentlich kannst Du jetzt nichts mehr sagen; er hat doch schon alles erwähnt. Nun kann ich weder als Beteiligter noch als Betroffener aus solchen Projekten berichten – noch nicht. Ich bin eher jemand, der fragt: Wie müssen denn die institutionellen Rahmenbedingungen aussehen, damit solche Wohnformen möglich werden? Wie sichere ich eine Breitenwirkung? Es ist schön, wenn gewisse Zielgruppen mit einem gewissen Wohlstand es gut haben im Alter – aber das greift natürlich nicht für die vielen Menschen mit ganz anderen finanziellen Rahmenbedingungen. Um Lösungen für diese große Masse habe ich mich vor Jahren schon als Geschäftsführer einer Wohnungsgenossenschaft in Kassel bemüht. Auch diese Veranstaltung bestätigt mich überdeutlich in dem, was ich dort 14 Jahre getan habe. Ich höre hier viele Stichworte, die wir damals in Kassel auch in die Breite getragen haben. Drei Stichworte machen mir klar, wie sehr wir Gemeinwesen- und Sozialarbeit in Wohnungsunternehmen brauchen: Wir werden weniger, älter und bunter.*

> *»Wohnungsunternehmen können sich heute nicht mehr allein auf das schnöde Thema ›Wohnung‹ konzentrieren.«*
>
> **KARL HEINZ RANGE**

Deshalb können sich Wohnungsunternehmen heute nicht mehr nur auf das schnöde Thema Wohnung und Dach über dem Kopf konzentrieren. Wir müssen eine lebendige Gemeinwesenarbeit in den Quartieren entwickeln und haben uns in der Quartiersentwicklung auf

drei Säulen gestützt: Wohnung, Wohnumfeld und soziale Arbeit. Damit ist kein betreuender Ansatz gemeint, sondern ein aktivierender Ansatz, der die Menschen von ihren Fernsehern wegholt. Ein Ansatz, der ihnen Räume für Begegnungen im Quartier gibt; der sie mit ihren Kompetenzen teilhaben lässt am gesellschaftlichen Leben – unabhängig vom Alter.

▼ *Gibt es konkrete Pläne für einen solchen Quartiersansatz in der Region Hannover?*

KARL HEINZ RANGE *Die Förderung dieser Ansätze gehört ganz klar zur strategischen Ausrichtung der KSG. Mit insgesamt 7.600 Wohnungen in der Region Hannover haben wir viele Standorte, an denen sich solche sozialen Ansätze initiieren lassen. Es gibt ein konkretes Beispiel in Langenhagen, mit dem wir jetzt starten wollen. Ein Quartier aus den 1950er/1960er Jahren wird teilsaniert, mit barrierefreien Neubauten ergänzt und um einen offenen Treffpunkt erweitert. Wir wollen dort parallel ein aktives Netzwerk entwickeln, in Kooperation mit der Kommune und weiteren Partnern vor Ort.*

In diesen Kooperationen mit den Kommunen geht es übrigens nicht primär um Geld. Es geht vielmehr um ideelle Unterstützung und Netzwerkentwicklung. Mit ihren zahlreichen Fachämtern verfügen die Kommunen über enorme Kompetenzen in all den Feldern, die für die Quartiersentwicklung wichtig sind.

▼ *Apropos Information und Beratung: Wie finden Interessierte Ansprechpartner Unterstützung in der Region?*

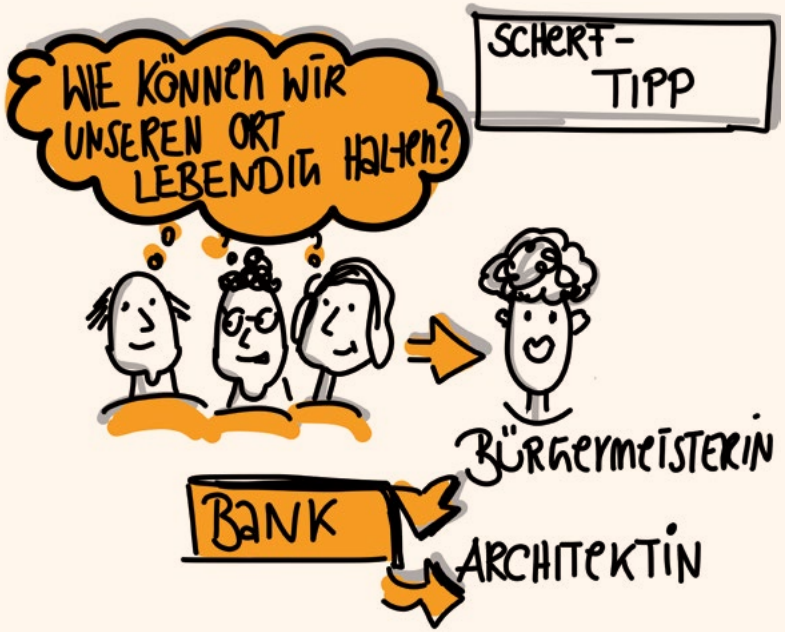
THOMAS HEIDORN *Wir haben uns in den letzten Jahren sehr intensiv mit dem Ausbau der Pflegestützpunkte beschäftigt, aber auch mit der Wohnberatung. Sowohl in der Verwaltung in Hannover als auch in den Städten und Gemeinden der Region gibt es kompetente Ansprechpartner. Es geht aber auch um die Rolle der Kommunen in den übergeordneten Fragen; da schließe ich mich den Worten von Henning Scherf an: Worauf es eigentlich ankommt – und das sehe ich als unsere Aufgabe in der Verwaltung – ist, die Vielfalt zu fördern und Netzwerke zu schaffen. Die Region Hannover an sich ist schon vielfältig – ebenso wie die Probleme und deren Lösungsmöglichkeiten. Wichtig ist, dass wir die vielen guten Ideen, die an vielen Orten entstehen, sammeln und bekannter machen. Wir veranstalten im nächsten Jahr zum Beispiel auch einen Fachtag, um Projekte, Ideen und Ansätze zu bündeln. Als Verwaltung gestalten wir zurzeit etwas, das man Verwaltungen ja nicht oft zubilligt, nämlich einen kreativen Prozess.*

»Unsere Aufgabe als Verwaltung sehe ich in der Förderung von Vielfalt und Netzwerken.«

THOMAS HEIDORN

▼ *Wie würden Sie die Rolle der Kommune beschreiben? Welche Rolle hat sie für die Projekte gespielt, die Sie besucht haben?*

DR. HENNING SCHERF *Es kommt auf die Größe der Kommune an – bei ganz kleinen Gemeinden können Sie nicht einen Architekten oder Fachmann erwarten. Wenn Sie Glück haben, erreichen Sie den Bürgermeister oder die Bürgermeisterin. Und dazu rate ich immer, denn das Interesse in der Kommunalpolitik ist groß. Schließlich brüten die Bürgermeister landauf, landab über die eine Frage: Wie können wir unser Dorf, unsere Gemeinde lebendig halten? Die Jungen wandern ab, die Alten wollen bleiben. Räume sind ausreichend vorhanden, sie müssen aber neu nutzbar gemacht werden; neu mit Sinn gefüllt werden. Wenn Sie den Bürgermeister für sich gewinnen – wenn er merkt: Da sind Leute in meiner Gemeinde, die sich Gedanken darüber machen, wie sie den Ort auch im Alter lebendig halten – dann haben Sie schon eine ganz große Hürde geschafft. Dann müssen Sie sich überlegen, welche Liegenschaften eigentlich geeignet sind. Ich rate dazu, nicht zu sehr in Außenlagen zu gehen, sondern direkt in die Mitte. Wenn Sie soweit sind, gehen Sie mit dem Bürgermeister zusammen zur Bank. Jetzt brauchen Sie nur noch einen Architekten oder ein Büro, um das Projekt von der Basis her zu entwickeln und so zu planen, dass es das ganze Quartier beeinflusst. Dann passiert eine Erneuerung. Viele können sich das gar nicht vorstellen, dass man mit alten Leuten Erneuerungen machen kann. Das geht aber – denn wir Alten sind nicht mehr so wie früher. Ich bin jetzt 53 Jahre verheiratet. Früher habe ich bei goldenen Hochzeiten nur schmale, zittrige Leute gesehen, die kaum aus dem Sessel kamen. Das war früher! Heute begegnen wir Leuten, die noch etwas erleben wollen, statt in die Ecke geschoben zu werden. Das ist ein vitaler Teil der Gesellschaft. Diese Menschen sind gutwillig und wissen, dass nicht jede Hilfe von oben kommt; dass man mit anpacken muss. Dahinter steht kostbare Lebenserfahrung und wichtige Lebenspraxis. Mit diesem Wissen und Engagement kann man auch älteste Häuser, Immobilien oder Gemeinschaften wieder in Fahrt bringen.*



> *«Viele können sich das gar nicht vorstellen, dass man mit alten Leuten Erneuerungen machen kann. Kann man aber!«*
>
> **DR. HENNING SCHERF**

Ein ganz krasses Beispiel aus Bremen: Wir haben in Bremen am Steintor eine Straße, wo Prostituierte seit 100 Jahren arbeiten. Die ganze Gegend gilt als sozialer Brennpunkt; da lebt man nicht gerne. Es gab viele Versuche, diesen Bereich zum Beispiel mit Polizeipräsenz zu entschärfen. Es wurde und wurde nicht besser. Jetzt gibt es dort seit 10 Jahren das »Haus im Viertel«, ein Projekt von Alexander Künzel – Sie haben ihn heute Vormittag gehört. Da wurde ein altes Gebäude, das die Stadt nicht mehr haben wollte, zum Zentrum für die ganze Nachbarschaft. Über 60 alte, klapprige Häuschen wurden saniert. Und jetzt – sieh an! – ist das Viertel plötzlich wieder ein Bereich, wo man hingehen kann – auch nachts. Die Alten haben es geschafft, dieses früher als Schmuddelecke verrufene Gebiet wieder zugänglich zu machen. Wenn es gelingt, Kommunalpolitikern dieses Potenzial zugänglich zu machen, dann bekommen sie vielleicht sogar Lust.

Ich möchte nicht, dass irgendjemand uns aus Mitleid irgendwo eine Idylle hinbaut. Nein. Ich hätte gerne,

dass wir ernstgenommen werden und in der Mitte dieser Gesellschaft, in der Mitte unserer Nachbarschaft jeglicher Couleur ein Zusammenleben gestalten. Das ist eine Chance – und die sollten wir nutzen. Die bunte Mischung macht es. Nicht die Alten in die eine Ecke, die Ausländer in die andere und die Arbeitslosen in die nächste. Bunt gemischt – so lernen wir voneinander und können uns unterstützen. So wie diese Freiwillige Feuerwehr aus Niedersachsen: Die haben eine Feuerwache für ihre älteren Mitglieder zum Wohnhaus umgebaut, später kamen auch junge Familien aus dem Feuerwehrkreis hinzu. Ideen und Engagement gibt es also genug.

▼ *Ob Wohnprojekt oder Quartiersentwicklung – oft war heute die Rede von einem »langen Atem«, der in der Planung und Umsetzung wichtig sei. Wie sehen Ihre Erfahrungen aus?*

KARL HEINZ RANGE *Ja, für diese Arbeit brauchen Sie einen langen Atem. Aber wenn Sie mit einem Sendungsbewusstsein antreten, wie es Herr Dr. Scherf hier vorlebt, dann können solche Projekte nur zum Erfolg werden. Das ist entscheidend. Als Wohnungsunternehmen brauchen Sie vor allem eine klare Unternehmensphilosophie, die dieses Engagement deckt. Sie müssen Geld in die Hand nehmen und dürfen sich nicht enttäuschen lassen, wenn kurzfristige Pläne sich nicht umsetzen lassen. Wenn Sie sich klar bekennen und Aktivierung erreichen wollen; wenn Sie neue Lebensqualität in alten Quartieren wollen, dann brauchen Sie eine klare Philosophie und dürfen sich nicht schnell entmutigen lassen. Dafür brauchen Sie vielleicht auch mal zehn Jahre.*

▼ *Wie ist Ihre Erfahrung mit den Kommunen?*

KARL HEINZ RANGE *Die Kommunen sind arm und gutwillig. Wir setzen auf Kooperation auf möglichst vielen Ebenen. Die Kommunen sind dabei sehr entgegenkommend und wollen unterstützen, kommen aber an ihre Grenzen, wenn es heißt »Dafür benötige ich erst einmal 100.000 Euro«, denn dieses Geld haben sie nicht. Hier braucht es politische Rahmenbedingungen, die Kommunen auch finanziell wieder handlungsfähig machen.*

▼ *Wie können neue Wohnformen, neue Wohnprojekte noch mehr in die Breite getragen und bekannt gemacht werden?*

THOMAS HEIDORN *Wichtig ist die Netzwerkarbeit. Ohne Partner funktioniert nichts. Als Kommune haben wir gute Handlungsmöglichkeiten, die nicht nur mit Geld zu tun haben. Da geht es zum Beispiel um das Planungsrecht oder um die Frage, wie man Baugebiete plant oder öffentlichen Personennahverkehr gestaltet. Das sind klassische kommunale Aufgabengebiete, die gute Ansätze für eine Zusammenarbeit bieten. Optimistisch stimmt mich, dass es mittlerweile auch wieder politischen Rückenwind für diese Fragen gibt. Letztlich werden diejenigen verlieren, die sich dem Thema demografischer Wandel nicht offensiv stellen. Dazu gehört auch die entscheidende Frage »Wie wohnen wir?« – und in der Viel-*

fältigkeit liegen die Lösungsmöglichkeiten. Wir hatten vor einiger Zeit eine ähnliche Diskussion mit dem Studentenwerk. Da suchen jüngere Menschen bezahlbaren Wohnraum und haben ähnliche Bedürfnisse wie ältere Menschen. Hier bietet sich die Chance, Ideen zu kombinieren und vorhandene Erfahrungen zu nutzen. Parallel schlagen wir der Politik vor, Projekte zu fördern und Anschubfinanzierungen zu ermöglichen – da ist manches auf dem Weg. Wir können vielleicht keine flächendeckenden Strukturen bieten, sehr wohl aber Rahmenbedingungen für gute Ideen schaffen, damit sie sich entwickeln können.

»Die Bedürfnisse sind zum Teil ähnlich – etwa bei älteren Menschen und Studenten.«

THOMAS HEIDORN

DR. HENNING SCHERF *Die Bedingungen sind heute so gut wie nie zuvor. Die Banken sind interessiert an diesem Thema; heute bekommt man Geld zu Konditionen, die ich nie für möglich gehalten hätte. Natürlich braucht es dafür eine Absicherung. Der kleine Rentner, der mit 75 Jahren nochmal bauen möchte, ist kaum kreditwürdig. Wenn man dafür eine Lösung findet, indem die Gemeinde eine Form der Sicherung übernimmt, braucht man kein Geld in die Hand zu nehmen. Niemand will die nicht vorhandenen Kommunalfinanzen plündern. Es geht nur darum, den Banken einen sicheren Rahmen zu bieten. Wenn das möglich wird, kann man heute so günstig bauen wie nie zuvor. Wenn heute jemand behauptet, es wäre kein Geld da, nehme ich das nicht ernst. Die Frage ist, wie man das Geld an die richtigen Orte für die richtigen Anlässe und in die richtigen Projekte leitet. Wenn wir das ermöglichen können, sei es kommunal- oder landespolitisch, dann können wir noch ganz viel bewegen in unserem Land. Dann müssen wir nicht immer nur über Steuererhöhungen nachdenken. Sprechen wir stattdessen über intelligente Kombinationen, über Zugänge zu dieser gigantischen Geldmenge, damit es in die richtigen Kanäle fließt.*

▼ *Was noch wäre hilfreich, um solche modellhaften Ansätze und Projekte weiter in die Breite zu bewegen?*

DR. HENNING SCHERF *Nicht das Geld ist das Problem; auch nicht die Verwaltung, die ja meistens interessiert ist an solchen Initiativen. Das Hauptproblem ist die Angst der Leute. Ganz viele Menschen trauen sich nicht, sich auf andere einzulassen. Wir wissen genau: Wenn wir alleine bleiben, geht es uns ziemlich schlecht. Das wird aber verdrängt, weil sie sich nicht trauen, etwas zu verändern. Die ganz große Hürde ist die Frage »Wie kommen wir an die Menschen ran und ermuntern sie mit positiven Beispielen?« Die Menschen lernen aus Beispielen, nicht aus großen Reden. Es geht hier um ein behutsames Miteinander leben. Man muss nicht alles abgeben, muss sich nicht in feste Regeln einfügen. Du kannst deine Individualität und Selbstständigkeit ausleben. Wenn wir das hinkriegen, haben wir die größte Hürde überwunden. Das gelingt nur durch gute Beispiele, aber auch durch Filme wie »Dann ziehen wir zusammen«. Es gibt in den Medien mittlerweile eine große Öffentlichkeit. Auch die Kirchen sollten dieses Thema nicht nur in Spezialforen behandeln, sondern zum zentralen Punkt der Gemeinde machen. Wir haben so vielfältige, so bunte Ansätze und Beispiele – sie helfen, die ängstliche Reserviertheit zu überwinden.*

»Das Hauptproblem ist die Angst der Leute. Ganz viele Menschen trauen sich nicht, sich auf andere einzulassen.«

DR. HENNING SCHERF

Gemeinschaft braucht einen Anfang

Auf einer Veranstaltung sagte eine weißhaarige Dame zu mir: ›Du kannst erzählen was du willst; in eine WG ziehe ich nicht.‹ Dann meldeten sich weitere sechs ältere Damen, ungefähr Mitte 70. ›Nönö‹, sagten die, ›wir leben alleine in unseren Häusern.‹ Dann habe ich die Runde gefragt, wie sie kochen. Jeder für sich; jeden Mittag? Das Süppchen warmmachen, vielleicht einen Rest von gestern oder ein Brot schmieren? Da sagt die eine Dame: ›Huch, woher wissen Sie das?‹ Dann habe ich ihnen geraten: Wenn ihr nicht zusammenziehen wollt: gut, aber vielleicht kocht ihr zusammen? Vielleicht verabredet ihr, dass jede von euch einmal dran ist, für alle mitzukochen. Ihr spart Geld, aktiviert wieder eure Kochbücher und vielleicht sogar den Ehrgeiz, genauso gut zu kochen wie eure Nachbarinnen und Freunde.

Erst haben die Damen das abgelehnt. Nach einem halben Jahr aber bekam ich Post: Die sieben Frauen haben den Kochkreis umgesetzt. Und sparten Geld. Sie hätten nicht nur ihre Lust aufs Kochen wiederentdeckt, sondern auch die Schlüssel ausgetauscht. Wenn eine Dame mal nicht kommt, rennen die nicht zur Polizei, sondern gucken selber. Sowas braucht unsere Gesellschaft – das miteinander vertraut sein bis in die Wohnung. Langsam üben und plötzlich merken: Die helfen mir ja, wenn ich aus dem Krankenhaus komme und noch frisch verbunden bin. Wenn ich bei den Kindern bin, achten die auf meinen Hund, gießen meine Blumen und räumen meine Post weg. So lernen sie Schritt für Schritt, sich in ihrer Eigenständigkeit ein Netz aufzubauen. Das finde ich spannend und richtig zukunftsträchtig.

EINE ANEKDOTE VON DR. HENNING SCHERF

Ausstellung
Wohnen mit Zukunft
Älter werden, Lebensqualität behalten

IM DIALOG ZUKUNFT GESTALTEN für ein aktives Alter(n)

DER FACHTAG: PRAXIS UND INFORMATION

Wie gelingt es, auch in strukturschwachen Kleingemeinden attraktive Angebote für ältere Bürgerinnen und Bürger zu schaffen – auch bei Pflege- oder Betreuungsbedarf? Der Fachtag gab Einblicke in Praxis- und Pilotprojekte für neue Wohn- und Pflegeformen. In Hannover trafen sich mehr als 300 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Kommunen, Seniorenservicebüros, Wohnungsunternehmen und Projektinitiativen.

AN INNOVATIVEN ALTERNATIVEN MANGELT ES NICHT

Demografischer Wandel, schwierige Haushaltssituationen und strukturelle Versorgungslücken? Längst haben sich neue Wohn- und Pflegeformen in zahlreichen Projekten etabliert und verknüpfen lokale Bedürfnisse mit hohem bürgerlichen Engagement. Die neuen Wohn- und Pflegeformen schaffen hochindividuelle und menschenfreundliche Lösungen für ein Haus, eine Nachbarschaft oder ein Quartier. Verbundenheit, Nähe und Gemeinschaft rücken wieder in den Mittelpunkt. Längst fördern Kommunen, Städte und Wohnungsunternehmen diese Initiativen in vielfältiger Weise. Auch sie profitieren – oft ohne große Investitionen – von den neuen Gemeinschaftslösungen.

KONZEPTION UND ORGANISATION DES FACHTAGS

Dr. Andrea Töllner und Andrea Beerli,
Niedersachsenbüro,
FORUM Gemeinschaftliches Wohnen e. V., Bundesvereinigung

Niedersachsenbüro Neues Wohnen im Alter

info@neues-wohnen-nds.de
www.neues-wohnen-nds.de

TRÄGER DES NIEDERSACHSENBÜROS

FORUM Gemeinschaftliches Wohnen e.V. Bundesvereinigung

NIEDERSÄCHSISCHE FACHSTELLE FÜR WOHNBERATUNG

DAS NIEDERSACHSENBÜRO WIRD GEFÖRDERT DURCH

Niedersächsisches Ministerium
für Soziales, Frauen, Familie,
Gesundheit und Integration

MITVERANSTALTER DES FACHTAGS

Region Hannover

Landeshauptstadt Hannover

IMPRESSUM DER DOKUMENTATION

HERAUSGEBER

FORUM Gemeinschaftliches Wohnen e. V., Bundesvereinigung

Hildesheimer Straße 15
30169 Hannover

info@fgw-ev.de
www.fgw-ev.de

REDAKTION

Dr. Andrea Töllner und Andrea Beerli,
FORUM Gemeinschaftliches Wohnen e. V., Bundesvereinigung

Christian Kolletzki,
torius Kommunikationsagentur GmbH

SATZ UND GESTALTUNG

Sascha Geisler,
torius Kommunikationsagentur GmbH

ILLUSTRATIONEN

Tanja Föhr,
FÖHR Agentur für Innovationskulturen

DRUCK

Team Druck und Post,
Region Hannover